„Alles war einfach da. Ich war einfach da. Ich hatte keine Ahnung, was das eigentlich bedeuten sollte“: Nicht nur im Roman von Kristina Pfister fühlt sich die Ich-Erzählerin unaufgeräumt. FOTO: IMAGO/WESTEND61

Das leere Leben

Wie junge Autorinnen von einer Generation im Wartestand erzählen – eine kleine Bestandsaufnahme anlässlich des Festivals Wortspiele

VON ANTJE WEBER

Was tun, wenn man jung ist, aber weit und breit kein Abenteuer in Sicht? Annika sitzt allein in einem Einzelapartment in irgendeiner Stadt, in der sie irgendein Praktikum macht; ihre Nächte verbringt sie damit, Sitcoms auf illegalen Webseiten zu schauen. Bis die agile Marie-Louise in ihr Leben tritt und mahnt: „Man muss aufpassen, dass freihändig Fahrrad fahren nicht das einzige Abenteuer bleibt, das man je erlebt hat.“ Und Annika in ihrem Drang, endlich mal was richtig Mutiges zu tun, vom Wohnheimdach springt.

Das geht ja gut los in Kristina Pfisters Debütroman „Die Kunst, einen Dinosaurier zu falten“ (Tropen). Kein Wunder, dass ihre Ich-Erzählerin Annika nach dem Sturz noch frustrierter dasitzt als zuvor, jetzt dazu noch mit kaputtem Knie, und nur noch einen Ausweg sieht: heim zu Mama! Heim zur patenten Mutter, die mit Lötkolben den Toaster repariert, Heilsteine gegen schlechte Schwingungen empfiehlt und die Tochter mit ihrer Mittzwanziger-Depression zum Psychologen schickt.

Pfister, 1987 in Bamberg geboren und nach einem Literatur- und Medienstudium nun in Nürnberg in der Öffentlichkeitsarbeit tätig, wird ihr Debüt an diesem Mittwoch beim Festival Wortspiele vorstellen. Ihr tragi-komischer, fein beobachtender Roman führt anschaulich vor, was es heißt, heute jung zu sein – und er ist nicht der einzige neue Roman einer jungen Autorin, in dem hinter all den Möglichkeiten einer reichen Gesellschaft die große Leere klafft. Wie schreibt Pfister: „Alles war einfach da. Ich war einfach da. Ich hatte keine Ahnung, was das eigentlich bedeuten sollte.“

Ruft man die Autorin an, um mehr über die spezifischen Merkmale dieser Generation zu erfahren, dann sagt sie erst einmal: „Schwierig. Man kann es gar nicht richtig fassen.“ Und fasst es dann doch: Ihre Figur Annika zum Beispiel schaue ständig Facebook-Seiten an, auf denen ihre Freunde posten, was sie gerade zwischen Peru und Shanghai erleben: „Von außen sieht alles toll aus.“ Dauernd habe man dadurch das Gefühl, man könnte noch besser sein, noch mehr machen: „Die ständigen Vergleiche über die sozialen Netzwerke geben einem das Gefühl: Ich bin nicht richtig, ich passe nicht rein.“ Durch die sozialen Medien oder auch mal Zombie-Computerspiele sei man überhaupt ständig abgelenkt, obwohl zugleich permanent auf sich selbst konzentriert. Die Folge: „Es kommt nichts dabei raus, es dreht sich im Kreis.“

Ob bayerische Provinz oder großstädtisches Szene-Leben: Pfisters Befund deckt sich erschreckend gut mit dem Roman „Realitätsgewitter“ der ebenfalls 30-jährigen Berlinerin Julia Zange. Darin heißt die frustrierte Ich-Erzählerin Marla, checkt dauernd Facebook oder macht Fotos für Instagram. Panisch schreibt sie: „Ich trete aus dem Büro in den anbrechenden Abend. Ich habe nichts geplant. Mein Handy gibt keine Nachrichten von sich. Offensichtlich bin ich ganz allein.“ Mein Smartphone plingt, also bin ich, denn „woher weiß ich, ob ich noch da bin, wenn es mir niemand sagt?“ Das traurige Bild wird vervollständigt von einer fernen Familie mit perfider Mutter und einem Vater, der den Dauerauftrag für die Tochter kündigt. Das ist besonders fies, da Marla als Praktikantin irgendwelcher Fashion-Magazine natürlich auch nicht allein überlebensfähig ist und jetzt gar Toilettenfrauen ihre paar Münzen vom Teller klaut.

Debüts: Noemi Schneider aus München (li.) und Kristina Pfister aus Nürnberg. FOTOS: PETER-ANDREAS HASSIEPEN/ANNETTE HAUSCHILD

Da ist es ja schon fast erholsam, dass es im Erzählband der 1986 geborenen Münchner Autorin Nadja Schlüter vor allem um Geschwister geht, obwohl die auch sehr lästig sein können. Natürlich stößt man aber auch in „Einer hätte gereicht“ (Voland & Quist) auf schwierige Familien und genervte junge Frauen: Dana, 23, zum Beispiel, die Geschichte studiert, „weil ich nicht wusste, was ich anderes studieren sollte. Das Studium langweilte mich, aber mich langweilte vieles“. Dabei hat Dana schon viel erlebt: „Nach dem Abitur hatte ich eine Auszeit genommen, natürlich, alle machten das so, ich reiste nach Australien und nach Thailand, natürlich, alle machten das so, und meine Eltern hatten Geld für mich gespart, natürlich, ich konnte es dafür verwenden und ich arbeitete auf Schaffarmen und in Cafés und in Hostels.“ Natürlich.

Und was ist mit der Liebe, he? Der unbändigen ersten Liebe zum Beispiel, von der die Münchner Autorin Lena Gorelik in „Mehr schwarz als lila“ (Rowohlt) erzählt? Ihre Ich-Erzählerin Alex ist allerdings noch Schülerin, kurz vor dem Abitur, und von ihren ersten großen Gefühlen – unpassenderweise auch noch für einen Lehrer – extrem irritiert. Dieses Stadium haben die Figuren von Zange oder Pfister schon hinter sich: Pfisters coole Marie-Louise hat „mit vierzehn Typen geschlafen und über die Hälfte davon kann ich nicht mal wirklich leiden“. Die brave Annika hat immerhin „mit drei Männern geschlafen und konnte keinen einzigen von ihnen ausstehen, zumindest nicht mehr“.

„Wir sind Prinz Charles“ – auf der Ersatzbank, während die Mütter das Spiel machen

Dass die Liebe dennoch vielleicht eine Erlösung vom ewigen Sehnsuchtsrumoren bieten könnte, kann man immerhin am Ende von Noemi Schneiders Roman „Das wissen wir schon“ (Hanser Berlin) erahnen. In den knapp 200 Seiten zuvor jedoch geht es ebenfalls um das schwierige Ankommen in der Erwachsenenwelt. Im Debüt der 35-jährigen Münchner Publizistin und HFF-Absolventin – die anders als die übrigen genannten Autorinnen nicht bei den Wortspielen liest, sondern ihr Werk jüngst in der Buchhandlung Lost Weekend vorstellte –, weiß man manchmal nicht, ob die pointierten Dialoge noch die Realität abbilden sollen oder schon Satire sind.

Schneiders Ich-Erzählerin ist zwar bereits Anfang dreißig, doch sie steckt ähnlich fest wie die Jüngeren. Sie ist eine bereits desillusionierte Jung-Regisseurin, die „aus ethischen Gründen“ in einem verpackungsfreien Supermarkt arbeitet. Was sie mit ihren Freunden eint? „Wir haben alles: Eine gute Ausbildung, Auslandserfahrungen, Diplome, Doktortitel, Bibliotheksausweise, Organspenderausweise … Wir haben *Lebensfreude*-Duschgel, Albträume, *Happy-End*-Toilettenpapier, *Stressfrei*-Lotion, kaputte Fernseher, Heimweh nach der Zukunft, keinen Grund, uns zu beschweren, und nichts zu verlieren außer unserer Angst.“ Denn „wir waren überall und kommen nirgends an“.

Was die Lage verschärft? Eine starke Mutter, natürlich. Eine Mutter, die das Leben der Tochter verächtlich für „neues Biedermeier“ hält. Eine Mutter, die einst jeden Kindergeburtstag vergessen hat, dafür aber mit ihren Freundinnen den Feminismus und das Lachyoga erfunden hat und bis heute kiffend die Welt rettet: „Sie sind lebendig und glücklich. Ich bin lebendig und wütend“. Blöd gelaufen für die Jungen. Sie können „ein Lied davon singen, was es heißt, seit 30 Jahren auf der Ersatzbank zu sitzen, während die Mütter das Spiel machen. Wir sind Prinz Charles.“

Wie die Jungen von der Ersatzbank runterkommen? Nicht so einfach. In einer bezeichnenden Szene des Buches üben die zwei Nichten eines Freundes in der Küche Bewerbungsgespräche, um ihre Karrieren voranzutreiben. „Lasst euch doch einfach noch ein bisschen Zeit, ihr seid erst zwölf“, sagt die Ich-Erzählerin. „Wir dürfen keine Zeit verlieren“, antworten die Zwölfjährigen, „sonst enden wir wie ihr“.

Wortspiele – Festival Junger Literatur, Mittwoch bis Freitag, 15. bis 17. März, 20 Uhr, Ampere

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de